

BRÜCKEN SCHLAGEN ZWISCHEN DEN VÖLKERN

DEUTSCHLAND UND DIE NACHBARN IM OSTEN EUROPAS

Ich kann verstehen, was es für manchen von Ihnen, für manchen in dieser Stadt bedeutet, den Blick nach Osten zu wenden - eine Blickrichtung, die verbunden ist mit persönlichen Erfahrungen von mehr als 4 Jahrzehnten, Erfahrungen, an die man nicht immer und nicht unbedingt erinnert werden möchte. Erfahrungen, die bei nicht wenigen Verletzungen hinterlassen haben, Bitterkeit - oder auch nur das Gefühl des Überdrusses, den Wunsch, mit all dem nichts mehr zu tun zu haben, von all dem nichts mehr hören zu wollen. Begriffe sind ausgehöhlt und entwertet worden - und zuweilen nur noch ironisch oder als Zynismus zu gebrauchen. Das Wort "Freunde" zum Beispiel, beim Blick nach Osten, das Wort "Brudervolk"...

Und ich verstehe auch, daß eine Sprache, die jahrzehntelang unter Zwang gelernt werden mußte, eine ungeliebte werden kann, eine Kultur, deren persönlich bekannte Vertreter nicht immer deren beste Vertreter sind, nicht sonderlich anziehend wirkt.

Doch die Geschichte dieser Stadt ist einige Jahrhunderte älter als jene letzten viereinhalb Jahrzehnte - und die Nachbarschaft mit den Völkern im Osten, die Nachbarschaft von Deutschen und Polen, von Deutschen und Russen ist eine fast 1000jährige Geschichte. Daran muß in der zukünftigen Kulturhauptstadt Europa erinnert werden.

Als ich - fast auf den Tag genau - vor 45 Jahren mit meinem Großvater auf dem Weg in dessen Heimatort (Rudolstadt) zum ersten Mal nach Weimar kam, war sein erster Satz, noch bevor der Zug den Hauptbahnhof erreichte: "In dieser Stadt lebte der Mann, nach dem unsere Straße benannt ist." "Unsere Straße", das ist jene Straße am Stadtrand Berlins, in der mein Geburtshaus steht, die Herderallee in Falkensee. Und als wir schließlich vor den beiden eisernen Männern standen, (...) bemerkte der - seit seiner Jugend republikanisch gesinnte - thüringische Großvater, der beim Machtantritt der Nazis nicht die Hakenkreuz-, sondern die Schwarz-Rot-Goldene-Fahne aus dem Fenster gehängt hatte, nicht ohne Bitterkeit: "Von Goethe und Schiller reden alle. Von Herder nur wenige." Dabei ist es Herder, jener aus dem ostpreußischen Nest Mohrunge stammende herzoglich-sächsische Generalsuperintendent und Oberpfarrer an der hiesigen Stadtkirche, über den man reden muß, wenn man sich von Weimar aus Gedanken macht über das Verhältnis Deutschlands zu seinen Nachbarn im Osten.

Wobei ich, der verständlichen Empfindsamkeit meiner polnischen, tschechischen und ungarischen Freunde Rechnung tragend, darauf hinweisen möchte, daß es sich bei ihren Ländern natürlich um Ostmitteleuropa handelt; um Länder, die zurecht Wert auf die Feststellung ihrer Mittellage in Europa legen - und für die der Satz des sich hinter der Maske eines Aphoristikers verbergenden polnischen Philosophen Stanislaw Jerzy Lec gilt: "Auch uns nennt man im Westen den Osten und im Osten den Westen."

"Geschichtslose Völker" haben - in unschöner Übereinstimmung - Marx und Treitschke die Ostmitteleuropäer genannt. Und ihre Tragödie ist es, für die westlichen Geschichtsbücher gewöhnlich erst dann interessant zu werden, wenn sie von der Bühne der Geschichte verschwinden oder ihre Unabhängigkeit verlieren. Dabei ist es gerade Johann Gottfried Herder, der - selbst aus dem Osten kommend und in seiner Jugend durch die selbstverständliche Multikulturalität von Städten wie Königsberg, vor allem aber dem von Letten, Deutschen, Russen und Polen bevölkerten Riga geprägt - unseren Blick auf die Völker in diesen Teil Europas lenkt. Mit einem Denkansatz, wie er moderner nicht sein kann.

Die generelle Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Kulturen erscheint ihm als das - so wörtlich - zentrale naturhistorische Gesetz". So unterschiedlich die Kulturen im einzelnen auch sein mögen, für Herder haben sie das gleiche Lebensrecht. Jegliche Diskriminierung von Kulturen und Rassen, so Herder, ist ein Verstoß gegen die Idee der "universellen Humanität"; erst Kulturkontakte und Kulturvergleiche, "Kulturtransfer", wie es heute heißen würde, ermöglichen eine nationale Identitätserfahrung, die Herausbildung eines nationalen Bewußtseins. Bei aller Wertschätzung der westeuropäischen Kultur, so Herder, gebe deren hoher Entwicklungsstand ihr nicht das Recht, sich anderen Kulturen gegenüber überheblich oder gar expansionistisch zu verhalten.

"Was soll überhaupt", so empört sich Herder, "eine Messung aller Völker nach uns Europäern? Wo ist das Mittel der Vergleiche? Jede Nation, die Ihr wild und barbarisch nennt, ist im wesentlichen viel menschlicher als Ihr. Und wo sie unter dem Druck des Klimas erlag, wo eine eigene Organisation oder besondere Umstände im Lauf ihrer Geschichte ihr die Sinne verrückten, da schlage sich jeder selbst an die Brust und suche den Querbalken seines eigenen Gehirns." Sätze, die man jedem Politiker in unserem Land um die Ohren schlagen sollte, der noch immer glaubt, vor "Durchrassung" und "Durchmischung" unserer Gesellschaft warnen zu müssen und der den Begriff "Multikulturalität" als Schimpfwort beim Kampf um die Lufthoheit über die Stammtische mißbraucht.

Herders besondere Sympathie galt den slawischen Völkern, den Völkern Osteuropas, für deren ressentimentfreie Beurteilung er sich einsetzte, deren Lieder er sammelte und in seinen "Stimmen der Völker" herausgab. Das Unrecht, das diesen Völkern bei der sogenannten Christianisierung geschehen war, war ihm schmerzlich bewußt. Seine Charakterisierung der Ostkolonisation sei all denen besonders zur Lektüre empfohlen, die in den Kreuzrittern bis heute vor allem die hehren Sendboten christlicher Zivilisation im europäischen Osten sehen. "Die Menschheit", so Herder, "schaudert vor dem Blut, das hier vergossen ward in langen, wilden Kriegen, bis die alten Preußen - Pruzen - fast gänzlich ausgerottet, Kuren und Letten hingegen in eine Knechtschaft gebracht wurden, unter deren Joch sie noch jetzt schmachten."

Unübersehbar der Einfluß Herders vor allem auf die polnische Literatur- und Geistesgeschichte. Sein Glaube an den besonderen nationalen Auftrag der Literatur verbindet sich mit der polnischen Aufklärung, ermuntert die Entstehung einer bewußt nationalen polnischen Literatur. Sein geradezu mythisch verklärtes Slawenbild prägt nachhaltig auch das Geschichtsbewußtsein der polnischen Romantik mit seinem bis ins 20. Jahrhundert nachwirkenden Messianismus, jener Überzeugung von der besonderen Mission des polnischen Volkes. Seine Liedersammlung "Stimmen der Völker" wird Anstoß zu Sammlungen polnischer Lieder und Lieder anderer slawischer Länder, und Herders Vorstellung von der gleichen Daseinsberechtigung der Nationen in Europa findet seinen Widerhall bei Polens Nationaldichter Adam Mickiewicz, der in Weimar auch mit Goethe zusammengetroffen war. "Europas Lage", so schreibt Mickiewicz 1849 nach dem gescheiterten ersten polnischen Aufstand im Pariser Exil, "Europas Lage ist dergestalt, daß es ab nun unmöglich wird, daß irgendein Volk einzeln auf dem Weg des Fortschritts ginge."

Es ist die Tragödie Europas, daß sich die Prophezeiung Mickiewicz' erst heute, 150 Jahre später, zu erfüllen beginnt - hoffentlich.

Mehr als 1000 Jahre enger Nachbarschaft verbinden Polen und Deutsche, doch nur wenigen hierzulande ist bewußt, wie groß die Nähe zwischen diesen beiden Völkern, wie mannigfaltig die Verbindungen ihrer Kulturen sind. Das Bild, das man voneinander hat, ist noch immer dominiert von den dunklen Epochen der Geschichte, unter denen Polen zu leiden hatte - und unter den Vorurteilen, die vor allem in Deutschland verbreitet waren und, machen wir uns nichts vor, auch noch sind.

Polens Kampf gegen die Kreuzritter, die ein polnischer Herzog einst selbst ins Land gerufen hatte, die polnischen Teilungen, Bismarcks Kulturkampf und Preußens Germanisierungspolitik im besetzten Polen und schließlich jenes vermaledeite 20. Jahrhundert, in dem Deutsche das größte Leid über Polen brachten, das ihm in seiner Geschichte je widerfuhr - und dessen Opfer am Ende, bei Flucht und Vertreibung, Millionen Deutscher selbst wurden - all dies verdunkelt das Bild der tausendjährigen deutsch-polnischen Geschichte. Und dennoch: Die - übrigens auf beiden Seiten der Oder - zuweilen noch immer anzutreffende Behauptung von der Erbfeindschaft zwischen den Völkern, den Deutschen und den Polen, so der polnische Historiker Pawel Kaminski schon 1973, ist eine schlichte Geschichtsfälschung, eine politische Zwecklüge.

In der Tat: Wohl keine zwei anderen Völker in Europa sind so nahe verwandt wie Deutsche und Polen. Man gehe nur einmal über den Powazki-Friedhof in Warschau und einen Friedhof in Berlin oder im Ruhrgebiet, um die gegenseitige nationale Durchdringung und Assimilierung bildhaft vor Augen zu haben. 600 Jahre lang, so die Historiker, war die deutsch-polnische Grenze die friedlichste in Europa. Die Geschichte Polens stand in all den Jahrhunderten unter dem Zeichen ständiger Präsenz deutscher Siedler, Kolonisten und Wirtschaftsflüchtlinge, die in Polen Brot suchten, sowie Glaubensflüchtlingen, die sich aus dem intoleranten Westen Europas in den toleranten Osten retteten.

Die erste polnische Bibelübersetzung erschien in Königsberg, der Begründer des polnischen Buchdrucks war ein Wandertypograph aus Bayern (Caspar Straube), den es 1473 nach Krakau verschlug.

Schon im 16. Jahrhundert, so hat es der Nestor der zeitgenössischen polnischen Germanistik Marian Szyrocki festgestellt, gab es "kein wichtigeres polnisches historisches Werk, das nicht ins Deutsche übersetzt worden wäre".

Im 17. Jahrhundert war es ausgerechnet der Verfasser der "deutschen Poeterey", Martin Opitz, der als Hofhistoriker Lobgesänge auf den polnischen König Wladyslaw (IV) verfaßte.

Der Pole Daniel Chodowiecki wird im 18. Jahrhundert Hofmaler des preußischen Königs Friedrich II., des Großen.

Im 19. Jahrhundert, nach dem gescheiterten polnischen November-Aufstand, bricht in Deutschland geradezu eine Polen-Euphorie aus. Die Zahl der deutschen Polenlieder und -Gedichte und ihrer Verfasser ist Legion. Uhland, von Platen, Lenau, Geibel, Herwegh, Hebbel, Heine sind nur einige von ihnen. Polens Dichterstark Mickiewicz übersetzt Schiller und Goethe und nimmt "Werther" zur Vorlage für sein Drama "Die Totenfeier". Wobei er aus dem enttäuschten Geliebten allerdings - gut polnisch - einen Freiheitskämpfer werden läßt. Allein zwischen 1800 und 1912 erscheinen 30 Übersetzungen von "Faust" ins Polnische. Und namhafte polnische Lyriker übertragen Heine, der zum populärsten ausländischen Dichter in Polen überhaupt wird.

Selbst in der dunkelsten Stunde der deutsch-polnischen Beziehungen reißt der kulturelle Faden, der beide Völker verbindet, nicht ab: Noch in der Nazi-Zeit, als sich Polens ärgste Bedrängnis bereits abzeichnet, bringt ein wackerer deutscher Professor, Dr. Albert Gottlieb, in Leipzig ein Polen-Buch heraus, dessen Einleitungskapitel mit dem Satz endet: "Sind wir Europäer: Dann dürfen wir Polen nicht allein lassen."

Und in Warschau und Krakau werden während der deutschen Besatzung von polnischen Untergrundkämpfern Rilke-Gedichte in polnischer Übersetzung gedruckt und verbreitet - obwohl auf Druck und Verbreitung von Schriften in polnischer Sprache die Todesstrafe stand.

Von all dem, von der fast 1000jährigen gemeinsamen Geschichte Polens und Deutschlands weiß der Jung-Journalist Bednarz nicht allzu viel, als er sich aufmacht, im Frühjahr 1971 als erster deutscher Fernseh-Korrespondent nach Polen - wenige Monate, nachdem Willy Brandt in Warschau gekniet hatte.

Er kann kein Wort polnisch, hat aber die Stimmen der ostpreußischen Großeltern im Ohr, die untereinander masurisch, einen mit deutschen Ausdrücken durchsetzten polnischen Dialekt sprachen, wenn die Enkelkinder sie nicht verstehen sollten. Er weiß, daß sein Name polnisch ist (zu deutsch: Faßmacher, Böttcher), seit dem 14. Jahrhundert im polnischen Adelsverzeichnis steht und seit 1610 in Masuren urkundlich erwähnt wird.

Beschäftigt hatte sich der Korrespondent jedoch vor allem mit der jüngsten Geschichte, der Geschichte unseres Jahrhunderts, dem, was im Namen Deutschlands, von den Deutschen an Unheil über die Länder Europas gebracht worden war. Er kannte die Ziele von Hitlers Politik im besetzten Polen: Versklavung des polnischen Volkes, Ausrottung der polnischen Intelligenz, völlige Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Er kannte den Befehl Hitlers, Warschau dem Erdboden gleichzumachen. Warschau sollte - so Hitler wörtlich - "nur noch als geographischer Punkt auf der Landkarte übrigbleiben." Und er kannte Himmlers "Denkschrift über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten" aus dem Jahr 1940. Und da wir so schnell vergessen und vieles bis heute nicht wahrhaben wollen - man denke nur an den von der CSU in ideologischem Schulterschuß mit der NPD entfachten unwürdigen Streit um die Ausstellung "Verbrechen der Wehrmacht" - sei aus dieser Denkschrift Himmlers noch einmal zitiert:

"Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens", so heißt es da, "darf es keine höhere Schule geben als die vierklassige Volksschule. Das Ziel dieser Volksschule hat lediglich zu sein: Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, die Lehre, daß es ein göttliches Gebot ist, dem Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleißig und brav zu sein. Lesen und Schreiben halte ich (Himmler) für nicht erforderlich. Außer dieser Schule darf es im Osten überhaupt keine Schule geben."

Der Korrespondent hatte Auschwitz besucht und Majdanek und kannte Polens grausige Bilanz am Ende des Zweiten Weltkriegs: sechs Millionen Tote, darunter fast die gesamte jüdische Bevölkerung - mehr als drei Millionen Menschen.

Und er merkte bald, daß es auch 25 Jahre nach dem Krieg in Polen immer noch viele gibt, denen allein der Klang der deutschen Sprache Schmerzen bereitet - psychisch und zuweilen sogar physisch. Mit seiner Frau spricht er in öffentlichen Verkehrsmitteln und auf der Straße, wenn überhaupt, nur ganz leise deutsch, und später, mit der in Warschau geborenen Tochter auf dem Spielplatz nur polnisch, das er inzwischen leidlich gelernt hat.

Und er fragt sich, wird es je eine Zeit geben, in der Polen und Deutsche wieder unbefangen einander begegnen können? Und er fragt sich, was wird passieren, wenn er versucht, den Hof seiner Vorfahren in Ostpreußen zu betreten, jenem Teil Ostpreußens, das heute zu Polen gehört.

Drei Jahre war er von Warschau aus immer wieder in das Dorf gefahren, das noch den gleichen Namen trägt wie zu deutscher Zeit: Ukta. Er hatte noch dort lebende Verwandte besucht, den alten, völlig verfallenen Friedhof mit den Gräbern seiner Familie und jenen neueren, auf dem immer noch Deutsche beerdigt werden. Er hatte die Kirche besichtigt, die einst evangelisch war und in der bis zur Nazi-Zeit die Gottesdienste in deutsch und polnisch abgehalten wurden. Er hatte den Dorfladen besucht, über dessen Besitzer, Samuel Goldstein, man in der Familie nur zu erzählen wußte, daß er eines Tages aus dem Dorf verschwunden sei, irgendwann, kurz nach Beginn des Krieges, aber genaueres habe man nicht mitbekommen...

Jenen Bauernhof zu betreten aber, auf dem sein Vater, sein Großvater und wer weiß wie viele Generationen seiner Familie noch gesessen hatten - davon hatte ihn eine nur schwer erklärbare Scheu abgehalten. Würden die jetzigen Besitzer Verständnis haben für den Wunsch, das Haus und den Hof der Vorfahren aus der Nähe zu sehen? Oder würde man ihn abweisen, gar vom Hof jagen?

Und als er sich dann endlich ein Herz faßt und den Hof betritt, kommt alles ganz anders. Der polnische Bauer, ein etwa 70jähriger Mann mit schlohweißem Haar kommt auf den Korrespondenten zu und fragt, warum er nicht schon früher gekommen sei? Es habe sich doch im Dorf herumgesprochen, daß er schon ein paarmal dagewesen sei - und es wäre doch völlig normal, daß man das gern wiedersehen möchte, was der Familie einst gehörte. Sehnsucht nach der Heimat - das könne er nur zu gut verstehen, die habe er auch. Seine Heimat liege in Ostpolen, jenseits des Bug. Sie wurde bei Kriegsende von der Sowjetunion annektiert - auch er sei ein Vertriebener. Der Hof in Masuren sei ihm zugeteilt worden. Gewollt habe er es nicht, denn Heimat sei schließlich Heimat, und dieses ostpreußische Land habe ihnen doch nicht gehört, oder? Und dann die Angst, die Deutschen könnten zurückkommen! Erst als ihm der Großvater des Korrespondenten aus Deutschland einen Brief geschrieben habe, er wolle nicht mehr zurückkommen, Deutschland habe den Krieg verloren, Pommern, Ostpreußen und Schlesien seien der Preis - erst da habe er wieder ruhig schlafen können. Aber heimisch geworden sei er nicht in Masuren. Und glücklich auch nicht.

Polnische Schicksale, deutsche Schicksale - sie haben sich gut verstanden, der vertriebene Großvater des Korrespondenten und der vertriebene polnische Bauer aus Ostpolen, der nun auf dem Hof des Großvaters saß.

Eine Erfahrung, die der Korrespondent nicht nur am Beispiel seiner eigenen Familie macht. Mit Bangen hat er dem Tag entgegengesehen, an dem der Massentourismus deutscher Vertriebener in ihre alte Heimat einsetzte, die ersten Sonderzüge mit alten Ostpreußen in Olstzyn, das früher Allenstein hieß, eintrafen, und die ersten Busse mit Schlesiern in Breslau und vertriebenen Pommern in Stettin.

Doch auch dieses Bangen erwies sich als weitgehend unbegründet. Kaum irgendwo gab es ernsthafte Probleme, kam es zu unliebsamen Zwischenfällen. Fast überall wurden die alten Besitzer von den neuen mit Verständnis, nicht selten sogar mit offenen Armen empfangen - wie der Korrespondent auf dem einstigen Hof seiner Familie in Masuren. Sicher, eine große Trauer gab es und viele Tränen. Und es gab immer wieder Vertriebene, die räsonnierten über den Zustand ihres ehemaligen Dorfes, ihres Hofes, ihres Hauses und sich in alten Vorurteilen bestätigt sahen. Vereinzelt gab es auch, wenn man unter sich war, revisionistische Sätze, Gedanken an ein Zurückdrehen des Rads der Geschichte.

Doch die große Mehrheit der Vertriebenen, der - wie sie sich selbst gelegentlich nannten - "Heimwehtouristen", das zeigt die Erfahrung von mehr als 20 Jahren, hatte sich innerlich längst mit dem Verlust der alten Heimat abgefunden, zeigte sehr viel mehr Realitätssinn und Verständigungsbereitschaft, als die Scharfmacher unter den Vertriebenen-Funktionären, denen es nicht selten um nichts anderes ging, als auf dem Rücken der Vertriebenen und mit Parolen von gestern politische Karriere zu machen. Ich jedenfalls kenne unter den Vertriebenen kaum jemanden, der - konkret und unter vier Augen - gefragt, ob er denn wieder zurückgehen würde, für immer, diese Frage mit "Ja" beantwortet.

Auch wenn es an dieser Stelle für manchen überraschend klingen mag und von der sogenannten "Linke" in diesem Land nur ungern zur Kenntnis genommen wird: Der Anteil gerade von Vertriebenen - wenn auch nicht unbedingt ihrer Verbände und Funktionäre - am deutsch-polnischen Normalisierungsprozeß ist ein gewaltiger. Die um Verständigung mit den Ländern Osteuropas bemühte "Linke" sollte ihre Berührungsängste gegenüber den Vertriebenen endlich überwinden und nach gemeinsamen Betätigungsfeldern mit den Verständnisbereiten und realistisch Denkenden unter den Vertriebenen suchen.

Parallel zu den Aktivitäten von "Aktion Sühnezeichen", Kirchen und gesellschaftlichen Organisationen, Jugend- und Gewerkschaftsverbänden, Schulen und Hochschulvereinigungen, Wissenschafts- und Kulturinstitutionen ist auch seitens der Basis der Vertriebenen ein Geflecht von Beziehungen, eine Verständigung von unten erwachsen, die - wie übrigens auch im Fall Tschechien - der offiziellen Politik weit voraus war; die, als sich die Bundesregierung 1990 zähneknirschend und unter dem Druck der einstigen Alliierten endlich bereitfand, die Oder-Neiße-Grenze nun auch völkerrechtlich anzuerkennen, längst grenzüberwindende zwischenmenschliche Fakten geschaffen hatte.

Wenn heute in Polen deutsche und polnische Jugendliche gemeinsam Soldatengräber aus beiden Weltkriegen pflegen, deutsche und polnische Historiker gemeinsam die Geschichte des Zweiten Weltkriegs und des Leides, das Polen und auch - bei Flucht und Vertreibung - Deutschen angetan wurde, untersuchen, wenn heimatvertriebene Ostpreußen, Pommern und Schlesier mit heute in Pommern, Ostpreußen und Schlesien lebenden Polen gemeinsame Gottesdienste feiern, wenn heute an der unlängst wiedergegründeten Universität "Viadrina" in Frankfurt an der Oder ein Drittel der 2.500 Studierenden aus Polen kommt - und der einstige deutsche Korrespondent heute durch Polen reist und in keinem Augenblick mehr das Gefühl hat, mit dem Klang der deutschen Sprache jemanden zu verletzen, so scheint mir dies ein Grad der Normalisierung, von dem ich zumindest vor 25 Jahren nicht einmal zu träumen gewagt hätte.

Und dennoch: Bei aller Genugtuung über diese Entwicklung der Beziehungen darf nicht vergessen werden, daß die in den letzten Jahren so erfreulich aufkeimende Normalisierung noch ein sehr zartes Pflänzchen ist, das mit viel Augenmerk, Takt und Fürsorge gepflegt werden muß. Zu tief noch sitzen auf beiden Seiten die Klischees und Vorurteile, zu empfindlich sind die Narben der Vergangenheit, als daß sie nicht jeden Moment wieder aufbrechen könnten. Und die Realität des Alltags, auch davor sollte man die Augen nicht verschließen, gibt den zuweilen über Jahrhunderte gewachsenen Vorurteilen und Klischees nicht selten neue Nahrung.

Präpotentes Auftreten auf der einen Seite, gewerbliches Engagement in den Grauzonen der Legalität und weit darüber hinaus auf der anderen sind mit Sicherheit nicht symptomatisch für den Charakter der einen oder anderen Nation und schon gar nicht für den Stand der Beziehungen, wohl aber ein willkommenes Totschlag-Argument in den Händen all derer, denen grundsätzlich mehr am Offenhalten als am Zuschütten von Gräben liegt.

Und da wir an dieser Stelle vor allem über den Balken in unserem eigenen Auge oder, um es mit Herder zu sagen, "den Querbalken in unserem Gehirn" sprechen sollten, muß man fragen, warum sich die Bundesregierung und viele große deutsche Industrie-Konzerne bis heute so hartnäckig weigern, den ehemaligen Zwangsarbeitern aus Polen und anderen osteuropäischen Ländern irgendeine Entschädigung zu zahlen. Ja, daß man auf Seiten der Bundesregierung sogar versucht, ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts, das den Anspruch dieser Menschen als berechtigt festgestellt hat, mit juristischen und bürokratischen Tricks zu unterlaufen. Offensichtlich hofft man - denn viele der Opfer leben ohnehin nicht mehr - auf eine endgültige biologische Lösung des Problems. Eine Haltung, die ebenso schäbig wie dem moralischen Anspruch eines Landes wie der Bundesrepublik unwürdig ist.

Auch muß man sich fragen, was es bedeutet, wenn - wie immer wieder berichtet wird - Eltern in verschiedenen Teilen Deutschlands dagegen protestieren, wenn Lehrer eine Klassenfahrt nach Polen planen; auf der anderen Seite der Oder hingegen mehr als 200 polnische Schulen bislang vergeblich nach Partnern in Deutschland suchen.

Und wenn vielen Deutschen zum Thema Polen bis heute nichts anderes einfällt, als dümmliche Witze, und ein großer privater Fernsehsender sich hier noch öffentlich zum Sprachrohr macht und den Stammtischen fast täglich neue Nahrung liefert, wird wohl auch dem letzten deutlich, daß es - wie ein höflicher polnischer Kollege unlängst formulierte - "durchaus noch das eine und andere gibt, an dem ein wenig zu arbeiten ist" - im deutsch-polnischen Verhältnis.

Verstärkt muß man sich auch Gedanken machen über die Rolle, die Polen im zukünftigen Europa spielen soll. Billiglohnland oder Einfallstor und Durchgangsstation nach Rußland - das allein kann es doch nicht sein! Es gilt vielmehr, Polen als gleichberechtigten Partner anzuerkennen, gemeinsam Interessen zu formulieren und gemeinsame Konzepte zu ihrer Realisierung zu entwerfen. Die Aufnahme in die EU, die mit Sicherheit zunächst große zusätzliche ökonomische Belastungen für Polen selbst wie die europäischen Partnerländer bringen wird, ist hierbei nur ein erster Schritt.

Ob die von Polen so sehnlichst gewünschte Ost-Erweiterung der Nato allerdings wirklich so dringlich ist, darüber wird noch an anderer Stelle zu reden sein. Denn in dieser Frage kommt, wie so häufig in Polens Geschichte, auch das Interesse seines anderen mächtigen Nachbarn ins Kalkül, das Interesse Rußlands.

Wobei wir wieder, so kühn es klingen mag, bei Johann Gottfried Herder sind. Dessen Lebenstraum nämlich war nichts Geringeres als der "neue Reformator Rußlands" zu werden. Am Hof von St. Petersburg wollte er Gehör finden, und von Riga aus, so träumte der ehrgeizige und stets in weltumspannenden Dimensionen denkende Weimarer Oberpfarrer, wollte er den Anstoß geben zu einem großartigen Erwachen der östlichen Völker - in Ungarn, in Polen, in der Ukraine, in Rußland. "Die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und Freiheit auszubreiten" - das waren die Ziele, die er sich gesetzt hatte. Einer "verbesserten evangelischen Religion" in Osteuropa wollte er den Weg bereiten - und ganz ohne falsche Bescheidenheit sah er sich dabei selbst als, wie er schrieb, "zweiten Zwingli, Calvin und Luther".

Aus all diesen Träumen ist bekanntlich nichts geworden. Vielleicht auch deshalb schaut er so melancholisch von seinem Denkmal herab auf den Weimarer Marktplatz. Doch der Einfluß, den Herder zusammen mit anderen Aufklärern auch auf die Geistesgeschichte Rußlands nahm, ist gewaltig.

"Seit der Zeit der Aufklärung", so der große russische Humanist und Schriftsteller Lew Kopelew, "darf man von einer dauerhaften und vielfältigen, wenn auch nicht allgemein bewußten Schicksalsverbundenheit beider Nationen sprechen."

Nicht nur die mannigfaltigen dynastischen Verflechtungen zwischen dem russischen Zarenhaus und deutschen Fürstenhäusern, die Scharen deutscher Handwerker und Ärzte, Apotheker und Architekten, Kaufleute und Bauern, Militärexperten und - auch das sei nicht verschwiegen - Glücksrittern aller Art, die sich aus deutschen Landen auf nach Rußland machten, haben an dieser "Schicksalsverbundenheit" gewebt.

Und auch die kulturellen Eliten beider Nationen haben ein - selbst in den dunkelsten Zeiten der gemeinsamen Geschichte - nie gänzlich gerissenes Band geknüpft. Die ersten poetischen Schilderungen russischer Städte wie Moskau und Nowgorod, russischer Flüsse wie der Wolga und des Wolchows, russischer Menschen und russischer Landschaften stammen aus deutscher Feder - der Feder des sächsischen Barockdichters Paul Fleming, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrere Jahre durch Rußland gereist war.

Zar Peter der Große lernte in Deutschland und Holland nicht nur das Zimmermanns-Handwerk, sondern war auch persönlich befreundet mit dem deutschen Mathematiker und Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz, mit dem er mehrfach zusammentraf.

Der als Begründer der russischen Wissenschaft geltende Universal-Gelehrte und Dichter Michail Lomonossow, Namensgeber der Moskauer Universität, studierte in Marburg und Freiburg und brachte eine deutsche Ehefrau mit nach Moskau.

Jacob Michael Reinhold Lenz und Maximilian Klinger, die Jugendfreunde Goethes und führende Vertreter des "Sturm und Drang" gingen nach Rußland, um dort zu leben, wurden russische Staatsbürger. Klinger brachte es sogar bis zum russischen General.

Seit der Aufklärung haben deutsche Lehranstalten und deutsche Privatlehrer Konjunktur in Moskau und Petersburg. Und die Zahl der russischen Studenten, die deutsche Universitäten wie Halle, Marburg, Göttingen, Tübingen und Leipzig besuchen, ist Legion...

Rußlands Nationaldichter Alexander Puschkin, der ein glühender Verehrer Goethes war und die erste russische Faust-Übersetzung initiierte, besuchte ein Lyzeum, dessen Direktor und wichtigste Professoren ehemalige Göttinger Studenten waren. In seinem großen Poem "Jewgenij Onegin" setzt er einem Vertreter dieser nach westlicher, deutscher Kultur und Bildung strebenden Generation junger Russen ein Denkmal:

"Ein Jüngling in der schönsten Blüte,
Der Kant las und für Dichtung blühte
Wladimir Lenskij hieß der Mensch...
Bracht aus Deutschlands Nebel mit sich
Die Früchte der Gelehrsamkeit:
Den Traum von freier, bessrer Zeit,
Den Geist recht sonderbar und hitzig..."

Er zog hinaus als ein Poete
Ins Land von Schiller und von Goethe,
Aus deren Dichtungsfeuer stammt,
Was seiner Seele Brand entflammt."

(Übersetzung: Rolf Dietrich Keil)

Das "Land von Schiller und Goethe" ist den gebildeten Ständen Rußlands besonders nah, seit in St. Petersburg im Jahre 1770 ein deutsches Theater gegründet wurde, auf dessen Spielplan regelmäßig die neuesten Schauspiele von Lessing und Goethe, Schiller und Kotzebue standen. Der aus Weimar stammende Kotzebue hatte übrigens schon als junger Mann in Rußland sein Glück gemacht und war diesem Land und seinen Herrscherinnen und Herrschern auf die vielfältigste Weise zu Diensten...

Schon kurz nach ihrem Erscheinen in Deutschland wurden Lessings "Der junge Gelehrte", "Minna von Barnhelm" und Emilia Galotti" ins Russische übersetzt, von Goethes "Werther" erschienen in zwei Jahren sogar gleich 3 russische Übersetzungen.

Die Blütezeit der deutsch-russischen, auch Geistes-Beziehungen, bildete zweifellos die Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon. Ob Ernst Moritz Arndt oder Clemens Brentano, Körner und Uhland, Geibel und Rückert - wohl kein deutscher Dichter jener Zeit, der nicht für Rußland schwärmte.

Und auch in unserem Jahrhundert sind es die großen Dichter beider Nationen, die - neben vielen anderen, weniger bekannten und auch namenlosen - Brücken schlagen zwischen den Völkern: Rainer Maria Rilke, für den Rußland, wie er schrieb, das "Entscheidende" war, "eine mit nichts zu vergleichende Welt...", die mir gewährte, mich unter Menschen brüderlich eingelassen zu fühlen." - Rilke lernte Russisch, übersetzte Lermontow und Tschechow und schrieb sogar Gedichte in russischer Sprache. Thomas Mann spricht in seinem "Tonio Kröger" und in seiner "Russischen Anthologie" von der russischen Literatur nur als der "Heiligen", und die Zahl der deutschen Autoren - unterschiedlichster Begabung und Weltanschauung -, die seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts über Rußland geschrieben, füllt ein Lexikon: Bertold Brecht und Walter Benjamin, Egon Erwin Kisch und Erich Weinert, Lion Feuchtwanger und Johannes Bobrowski, Ludwig Renn und Heiner Müller, Heinrich Böll und Wolfgang Köppen, Anna Seghers, Christa Wolf und Eva Strittmatter.

Unter den großen russischen Dichtern dieses Jahrhunderts, die sich Deutschland von Kindheit an wahlverwandt fühlten, sind es vor allem zwei, die erwähnt werden müssen: Boris Pasternak, der in Marburg studierte und für seinen "Doktor Schiwago" den Nobelpreis bekam, der auch während des Zweiten Weltkriegs, als die Deutschen unmittelbar vor Moskau und Leningrad standen, nicht aufhörte, Goethe und Kleist und Rilke zu übersetzen. Und Marina Zwetajewa, die als junge Lyrikerin mitten im

Ersten Weltkrieg, als der Deutschenhaß von der zaristischen Regierung wie fast der gesamten russischen Presse angeheizt wurde, öffentlich ein poetisches Bekenntnis zu Deutschland ablegt:

"Wo finde ich die kühle Vernunft,
um zu berechnen: Tod für Tod, Blut für Blut?
Deutschland - Du mein Wahnsinn!
Deutschland - Du meine Liebe!"

Geschrieben am 1. Dezember 1914, als die deutschen Truppen gegen Brest-Litowsk vorrückten!

Und das Rußland-Bild des Korrespondenten, der 1977 als Leiter des ARD-Studios nach Moskau geht? Er erinnert sich der russischen Soldaten, die bei Kriegsende in seinem Heimatort auftauchten. An Zwieback und Bonbons, die sie den Kindern zuweilen zusteckten, und an die Angst, die die Erwachsenen vor ihnen hatten, vor allem, als der Großvater zum Arbeitseinsatz abgeholt wurde und niemand wußte, ob er wiederkommt.

Er hörte nachts die schwermütigen Lieder, die aus den von russischen Soldaten besetzten Häusern bis in sein Schlafzimmer herüberklangen und bekam mit, wie in vielen verstohlenen Gesprächen in der Nachbarschaft, mit Freunden und Bekannten der Familie immer wieder die Worte vorkamen "Uri, Uri," und "Frau, komm..."

Er erinnert sich später der Erzählungen seines Vaters aus der russischen Kriegsgefangenschaft. Daß viele Kameraden im Lager in Sibirien an Hunger und Krankheiten, an Typhus, an Diphtherie, an Fleckfieber gestorben sind. Aber auch, daß ihnen die russische Bevölkerung des Dorfes, wenn sie in Kolonnen zur Arbeit ausrückten, zuweilen Rüben und Brot zusteckte, wobei die Russen selbst, wie er hinzufügte, nichts zu essen hatten.

Dann muß er - durchaus unwillig - in der Grundschule anfangen, russisch zu lernen; und erst viel später, beim Studium in Hamburg und Wien, wird er Freude an der Sprache bekommen. Er beschäftigt sich mit russischem Theater, mit Stanislawski, Meyerhold, Wachtangow, liest Dostojewski, Tolstoi und Tschechow. Und er beschäftigt sich, außerhalb des Schulunterrichts und neben den Vorlesungen und Seminaren auch mit dem, worüber die Erwachsenen nicht geredet hatten, und wovon auch nichts in den Lehrplänen der Schulen und Universitäten stand: Mit der Geschichte des Zweiten Weltkriegs, dem Einsatz von Wehrmacht, SS und Sondereinheiten in Osteuropa, den Schicksalen von Zwangsarbeitern und russischen Kriegsgefangenen in Deutschland, den Protokoll-Sammlungen der Nürnberger Prozesse. Er weiß, was "verbrannte Erde" ist und Babij Jar, das belagerte Leningrad und der "Kommissar-Befehl".

Und dann, an seinem ersten Abend als Korrespondent in Moskau, macht er eine gänzlich unerwartete Erfahrung: Mit einem russischen Kollegen, einem stillen, in sich gekehrten Journalisten, der fließend deutsch spricht und lieber über Hegel und Nietzsche als über sowjetische Tagespolitik redet, diskutiert er die Berührungspunkte deutscher und russischer Philosophie-Geschichte. Man spricht abwechselnd deutsch und russisch und versteht sich prächtig. Bis, ja bis die zweite Flasche Wodka fast zur Hälfte geleert ist und der russische Kollege plötzlich eine lange Pause macht und dann sagt: "Übrigens, Ihr Vorgänger im Studio Moskau, Fritz Pleitgen, sprach russisch mit einem kräftigen preußischen Akzent. Das fanden wir prima. Sie mit Ihrem polnischen Akzent werden noch viele Schwierigkeiten bekommen."

Es ist die bis heute unbegreifliche Erfahrung des Korrespondenten, daß er in den mehr als 30 Jahren, die er dieses Land Rußland nun bereist, nicht einen Menschen getroffen hat, der ihm, als Deutschen, feindselig begegnet wäre. Daß es häufig gerade die Menschen waren, die unter den Deutschen am meisten gelitten haben, die den ersten Schritt auf ihn zu machten - Überlebende des Hitlerschen Holocaust in Rußland, Überlebende der Blockade Leningrads, ehemalige Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter...

Nicht entscheidend, so hört es der Korrespondent immer wieder, sei, was damals gewesen ist, sondern wie "Ihr heute darüber denkt, und was Ihr tut, damit es sich nicht wiederholt".

Die kommunistische Propaganda, die nicht müde wird, immer aufs neue die alten Kriegsfilm zu zeigen, die Verbrechen Nazi-Deutschlands und auch die Aktivitäten der vermeintlichen oder tatsächlichen Revanchisten in Westdeutschland, erweist sich im Gespräch mit dem einzelnen Menschen in Moskau, Leningrad, Kiew, Nowosibirsk und wo auch sonst als verblüffend wirkungslos.

Auch die Tatsache, daß die Mädchen und Jungen im russischen Kindergarten, den die Tochter des Korrespondenten besucht, statt "Räuber und Gendarme" immer "Rotarmisten und Fritzen (Deutsche)" spielen, hat auf das herzliche Verhältnis der Kinder untereinander keinerlei Einfluß.

Dennoch ist es ein Trugschluß zu glauben, das Vergangene wäre vergessen. "Nichts und niemand ist vergessen", heißt es in einem Gedicht der russischen Lyrikerin Olga Bergholz. Und eine vor wenigen Wochen veröffentlichte Umfrage des unabhängigen Moskauer Sozial-Ökonomischen Forschungsinstituts besagt, daß auch heute noch die Mehrheit der Russen, 53 %, bei dem Wort "Deutschland" als erstes an den Zweiten Weltkrieg denken. Den Deutschen hingegen, so die gleiche Umfrage, fallen bei dem Wort "Rußland" als erstes die Begriffe "Armut", "Trunksucht" und "Mafia" ein.

"Die Deutschen haben den Affen erfunden", sagt ein altes russisches Sprichwort; das heißt, man traut ihnen alles zu, im Guten wie im Schlechten. Ausdruck dessen ist auch die Reihenfolge der deutschen Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart, über die die Russen - ebenfalls laut gerade zitierter Umfrage - am besten Bescheid wissen. Sie lautet: Hitler, Beethoven, Hegel, Krupp, Thomas Mann und Boris Becker.

Und was für den Korrespondenten immer wieder überraschend war, bestätigen auch die jüngsten soziologischen Untersuchungen: Obwohl die Erinnerungen an die Nazis und den Zweiten Weltkrieg noch immer so lebendig sind - nur eine verschwindende Minderheit, nur 10% der Russen, weisen dem deutschen Volk die Schuld am Nationalsozialismus zu. Peinlich genau wird von den meisten unterschieden zwischen Nazis und Deutschen.

"Ihr seid verführt worden", so hat es der Korrespondent in unzähligen Gesprächen immer wieder zu hören bekommen, "so, wie uns Stalin verführt hat. Die Nazis haben in deutschem Namen fürchterliche Verbrechen begangen - aber dennoch werdet Ihr, das deutsche Volk, immer das Volk von Goethe und Schiller, Bach, Beethoven, Kant und Hegel bleiben."

Und der Korrespondent hat das Glück, in Moskau, neben anderen, Lew Kopelew kennenzulernen, der ihm Lehrer und Freund wird, und der ihm die Augen öffnet für eine einfache historische Wahrheit: "Wenn Deutsche und Russen zusammengingen", so Lew Kopelew, "waren sie erfolgreich - so im Guten, zum Beispiel im gemeinsamen Kampf gegen schwedische und napoleonische Eroberer, wie im Schlechten, zum Beispiel bei allen Teilungen Polens von 1773 bis 1939." Dagegen, so Kopelew, führten Entfremdung und Feindschaft zu schweren Verlusten auf beiden Seiten und zu verheerenden Folgen für die deutschen Länder - beim siebenjährigen Krieg ebenso wie in den beiden Weltkriegen dieses Jahrhunderts.

Einsichtige deutsche Staatsmänner und Politiker - von Friedrich dem Großen über Bismarck bis Stresemann wußten darum. Diejenigen, die es nicht wahrhaben wollten, die Wilhelminischen und die NS-Strategen, trieben Deutschland in Katastrophen. (...)

Wir sollten akzeptieren, daß, trotz aller spannungsvollen Unterschiede in Kultur und Mentalität, trotz aller, wie es Klaus Zernack einmal formuliert hat, "eurasischen Doppelgesichtigkeit der russischen Geschichte", daß, trotz alledem Rußland ein Teil Europas ist; ein legitimer und unabdingbarer Bestandteil der europäischen Wirklichkeit."

Auch nach dem Zerfall der Sowjetunion ist Rußland aufgrund seiner geographischen Größe, seiner Bevölkerungszahl, dem unendlichen Reichtum seiner natürlichen Ressourcen und der, wenn auch in desolatem Zustand befindlichen Armee mit ihren mehr als 20.000 Atomraketen und -sprengköpfen eine Weltmacht. Eine kranke Weltmacht allerdings, die wirtschaftlich, wie es Boris Jelzin formuliert hat, am Abgrund steht.(...)

Die politischen Kräfteverhältnisse sind selbst für die handelnden Akteure offenbar unübersehbar. Wer tatsächlich die Macht im Kreml hat, wieweit Boris Jelzin noch wirklich Herr der Dinge ist, und in welche Richtung sich Rußland letztlich entwickeln wird, auf diese Fragen wissen ausländische Beobachter ebenso wenig eine konkrete Antwort wie meine Freunde und Kollegen in Moskau.

Weitgehende Einigkeit herrscht allerdings darin, daß eine völlige Abkehr vom - wenn auch nur schleppend vorankommenden - Reformkurs nicht zu erwarten ist, eine Rückkehr gar zu alten totalitären Strukturen stalinistischer Prägung ausgeschlossen scheint. Abschiednehmen jedoch heißt

es von der Vorstellung, westliche Demokratie- und Marktwirtschaftsmodelle ließen sich dem Riesenreich Rußland so einfach überstülpen wie dem Nordosten Deutschlands.

Rußlands Weg ins 21. Jahrhundert wird ein ganz eigener sein, doch muß es im Interesse aller anderen Europäer liegen, das Land dabei nicht allein zu lassen, jene Kräfte in Rußland zu stärken, die sich dem Westen weiter öffnen möchten, die die Zukunft ihres Landes nicht in der Konfrontation sondern in der Kooperation sehen, das Heil des russischen Volks nicht in slawophiler Abschottung erblicken oder gar der Hinwendung nach Asien, sondern die Rußland als Teil Europas begreifen und bereit sind, an dem - wie es Michail Gorbatschow genannt hat - "gemeinsamen Haus Europa" mitzubauen.

Das Unglück Rußlands heute ist, daß es sich in einem Zustand befindet, in dem ihm von außen nur schwer zu helfen ist. Solange in Rußland selbst nicht die Strukturen existieren, finanzielle Hilfe von außen wirksam werden zu lassen, sollte man jede Mark ungebundenen Kredits gleich in den Rhein, jeden Dollar in den Potomac und jedes Pfund Sterling in die Themse versenken. Man würde die Portokosten sparen, denn der Löwenanteil dieses Geldes landet erfahrungsgemäß in irgendwelchen dunklen Mafia-Kanälen Rußlands, die ihre Ausläufer bis in höchste Regierungskreise haben oder auf Nummernkonten in der Schweiz.

Was wir brauchen ist eine neue Ostpolitik, die auf das setzt, was Lew Kopelew "Volksdiplomatie" genannt hat: ein dichtgeknüpftes Netz von Kontakten und Beziehungen auf allen Ebenen unterhalb der politischen - wirtschaftliche Kontakte, gesellschaftliche, kulturelle Kontakte. Kontakte von Stadt zu Stadt, von Gemeinde zu Gemeinde, von Kirchenkreis zu Kirchenkreis, Gewerkschaftsverband zu Gewerkschaftsverband, Jugendorganisation zu Jugendorganisation, Sportverein zu Sportverein, Theater zu Theater. Nicht unter dem Stichwort "Völkerfreundschaft" von oben verordnete Kontakte unseligen Angedenkens, sondern von der Basis geknüpfte, getragen von Freiwilligkeit und der Einsicht in den gegenseitigen Nutzen.

Eine neue Ostpolitik kann sich auch nicht darin erschöpfen, die Nato bis an die Grenzen Rußlands auszuweiten. Wobei es für mich nur schwer nachzuvollziehen ist, warum dies jetzt in so großer Hast geschehen muß. Ich verstehe meine Freunde in Polen und ihr subjektives Gefühl der Betroffenheit. Es ist ein aus der historischen Erfahrung gewachsenes Gefühl, das als politische Realität ernst zu nehmen ist. Aber selbst die Nato in Brüssel und das amerikanische Pentagon haben wiederholt und öffentlich erklärt, daß von Rußland - militärisch - keine Gefahr für das übrige Europa ausgeht. Auch wenn Moskau die Osterweiterung der Nato nicht verhindern kann und sich letztlich zähneknirschend in ein wie auch immer geartetes Arrangement fügen wird - die psychologischen, politischen und möglicherweise auch militärischen Folgen in Rußland selbst sind unabsehbar.

Und angesichts der Tatsache, daß die ganze Operation "Nato-Osterweiterung" nach amerikanischen, halbwegs realistischen Schätzungen allein in den nächsten 15 Jahren zwischen 60 und 100 Milliarden Dollar kosten soll, stellt sich die Frage, ob es wirklich nur hehre politische Ziele sind, die hinter dieser Idee stehen.

Geht es vielleicht doch - wie amerikanische Kommentatoren vermuten - letztlich vor allem darum, daß sich Amerikas Präsident Bill Clinton kurz vor dem Ende seiner Amtszeit noch schnell ein historisches Denkmal setzen möchte - wie Helmut Kohl mit dem Euro?

Und welche Rolle spielen die großen westlichen Rüstungskonzerne, die den zukünftigen lukrativen Markt in Osteuropa für den Fall der Nato-Erweiterung schon längst unter sich aufgeteilt haben? Die USA wollen vor allem nach Polen und Tschechien exportieren, die Franzosen und Schweden nach Ungarn. Und Deutschland möchte seine Leopard-II-Panzer überall hin exportieren.

Und noch eine Frage stellt sich: Wenn schon Nato-Osterweiterung, warum dann ohne die baltischen Staaten? Schließlich waren sie es, die mit ihrem Austritt aus der UdSSR das Sowjetsystem endgültig zum Einsturz brachten. Doch wie schon beim Unabhängigkeitskampf der baltischen Staaten Ende der 80er Jahre und später beim völkermörderischen Krieg Boris Jelzins gegen Tschetschenien, schaut auch diesmal die Bundesregierung, wie auch manch andere westliche, zur Seite und schweigt. Bloß keinen Ärger mit den Mächtigen in Moskau, lautet offenbar die Devise, bloß keine Männerfreundschaft aufs Spiel setzen. Lieber diejenigen alleinlassen, die im Fall eines Falles den Schutz der Nato am meisten bräuchten...

Doch wichtiger als alle militärischen Überlegungen erscheint mir das Nachdenken darüber, wie der Westen den politischen und demokratischen Erneuerungsprozeß im östlichen Europa, auch wenn er sich nicht immer nach unseren Maßstäben und Erwartungen vollzieht, unterstützend zur Seite stehen kann, dazu beitragen kann, die Spaltung unseres Kontinents zu überwinden.

Aus der Verantwortung, uns um Osteuropa zu kümmern, nach Kräften zur Stabilität der neuen Strukturen beizutragen, werden wir, ob es uns paßt oder nicht, auch in Zukunft nicht entlassen. Denn über eins müssen wir uns im klaren sein:

Ohne stabile politische, wirtschaftliche, soziale und gesellschaftliche Verhältnisse im Osten Europas wird es auch im übrigen Europa auf Dauer keine Stabilität geben. Und in Deutschland schon gar nicht.

Weimar ist ein guter Ort, darüber nachzudenken.

Klaus Bednarz

Der Autor

Klaus Bednarz wurde 1942 geboren. Nach dem Studium der Theaterwissenschaft, Slawistik und Osteuropäischen Geschichte und seiner Promotion war er Redakteur beim Deutschen Fernsehen. Von 1972-1977 arbeitete Klaus Bednarz als Korrespondent der ARD in Warschau, von 1977-1982 leitete er das ARD-Studio in Moskau. Seit Dezember 1983 ist er Redaktionsleiter des Fernsehmagazins "Monitor" beim WDR, ARD-Kommentator und Sonderkorrespondent in der GUS.

Der Beitrag wurde als Vortrag innerhalb der Reihe "Weimarer Reden - Über Deutschland", einer Veranstaltung des Deutschen Nationaltheaters Weimar, der Bertelsmann Buch AG und der Stadt Weimar gehalten.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 44/45 1997,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>